

Fertigkeit im Löten ist für viele Kollegen von Wichtigkeit. Oft müssen beschädigte Buchstaben oder Bignetten ausgebessert und Akzente angelötet werden. Auch für den täglichen Haushalt ist die Handhabung der Lötwerkzeuge vorteilhaft. Mancher Groschen kann dadurch gespart werden. Es sind notwendig: ein spitzer Lötfolben, ein Fläschchen Lötwasser, ein Salmiakstein und eine Stange Lötzinn. Diese vier Gegenstände sind für wenig Geld in jeder Eisenhandlung oder Drogeriehandlung käuflich. Der zu lötende Gegenstand wird sorgfältig mit Schmirgelpapier abgerieben, damit Schmutz und Fettflecke verschwinden; wo sich Teile davon befinden, wird das Lot nicht anhaften. Man bestreicht die blankgeschabte Stelle mit Lötwasser. Durch Abreiben am Salmiakstein wird der glühend erhitzte Lötfolben gereinigt; er nimmt das Lötzinn leicht von der Stange ab. Nun wird das am Kolben befindliche Zinn auf die mit Lötwasser bestrichene Stelle gebracht und der Kolben solange darauf gehalten, bis das Zinn aufgeschmolzen ist. Mit einem Stichel oder einer Feile wird das überflüssige Lot sorgfältig entfernt. Zum Polieren benutzt man Schieferstein und Wasser, oder ein Stück feines Schmirgelleinen. Dieses wird um einen flachen Gegenstand (Holz, Steg usw.) gelegt. Unter Zugabe einiger Tropfen Öl wird durch Reibung eine vollständig glatte Oberfläche erzielt. Wünscht man Hochglanz, dann leistet ein Stückchen Holzkohle gute Dienste; mit diesem wird nachpoliert. Der hier geschilderte Arbeitsgang ist leicht auszuführen und verspricht bei öfterer Wiederholung bzw. Übung gute Erfolge. Das Lötwasser ist sorgfältig zu verwahren, denn es enthält Salzsäure.

Das Reißbrett soll aus astlosem, weichem Holze (z. B. Pappel- oder Lindenholz) gefertigt sein, mit harten Leisten an der unteren Seite. Die Fläche muß eben und ungefähr 1 1/2 cm dick sein. Die vier Seitenkanten müssen geradlinig und genau in rechten Winkeln abgehobelt werden. Je nach Bedarf wählt man die Größe des Reißbrettes; die gebräuchlichste ist wohl 50x65 cm. Sorgfältige Schonung erfordert die Vorderseite, auf der das Zeichenpapier aufliegt. Niemals schneide man darauf lose Papiere. Das Zeichenpapier wird mit Reißzwecken befestigt oder aufgespannt. Auf dem Brette haftengebliebene Papierstreifen entfernt man durch Anfeuchten.

Sprachliches und Rechtschreibung

Zusammengestellt von der Zentralkommission der Korrektoren Deutschlands Geprüft vom Rechtschreibfachverständigen Otto Reinecke, Kais. Oberkorrektor

Petersburg und Petrograd. Unter dieser Spitzmarke wird in dem amtlichen Blatt der deutschen Zeitungsverleger, dem „Zeitungsverlag“, vom 23. Oktober 1914 folgende Äußerung aus dem „Kunstwart“ mitgeteilt: „Die Russen haben bekanntlich bestimmt, daß ihr bisheriges Petersburg von jetzt an Petrograd heißen solle, damit man den deutschen Einfluß nicht mehr so merkt. Ihre Sache. Aber das verdient vom Chronisten verzeichnet zu werden: jetzt fangen wahr und wahrhaftig auch deutsche Zeitungen an, dem Akas gehorsam ‚Petrograd‘ zu schreiben.“ Das ist zwar sehr bedauerlich, war aber nicht anders zu erwarten, solange sich die Zeitungen bis auf wenige für andre ausländische Ortsnamen der fremden Schreibweise bedienen. Besonders oft findet man

New York statt Neuyork. Sowenig wir aber für italienische Städte italienische Namen, z. B. Milano für Mailand, anwenden, ebensowenig sollten wir New York für Neuyork gebrauchen. Gewiß sei zugegeben, daß viele Verfasser und Schriftsteller die deutsche Form nicht anwenden wollen; aber mit einiger Geschicklichkeit und dem Hinweis auf andre fremde Städtenamen dürfte es doch gelingen, sie zum Bessern zu befehren. So zum Beispiel gebrauchen wir noch für viele fremde Städte deutsche Namen: Athen (Athina), Belgrad (Beograd), Brüssel (Brugelles), Florenz (Firenze), Genua (Genova), Konstantinopel (Stambul), Lüttich (Liege), Mantua (Mantova), Nizza (Nice), Padua (Padova), Rom (Roma), Syrakus (Syracusa), Turin (Torino), Venedig (Venezia) u. a. m. — Vollständig falsch sind gar die Formen New-York oder Newyork, die man auch oft antrifft. — Leider!

Wenn die Russen glauben, mit der Umbenennung ihrer Hauptstadt etwas Besonderes getan zu haben, so irren sie. Auch früher ist man zu dergleichen Maßnahmen geschritten, wie aus den Ausführungen in den „Zachmittteilungen“ der Korrektoren Nr. 36 zu ersehen ist. Konstantinopel, Jerusalem, Peking, Tokio, Neuyork, Christiana, Budapest, sie alle hatten früher andre Namen. Peking hieß, wie von Forschern nachgewiesen wurde, im Jahre 1121 v. Chr. Ki; erst nach vielen Umbenennungen erhielt die Stadt im Jahre 1409 den heutigen Namen. Und wie sieht es im Deutschen Reich aus? Jeder wird sich noch der Städteumtaufen vor mehreren Jahren erinnern, die im östlichen Deutschland von Amts wegen vorgenommen wurden; es sei nur auf Inowrazlaw = Hohen-

salza verwiesen. Auch in neuerer Zeit kam dergleichen vor. Es war im Jahre 1912, als Rixdorf in Neufölln verwandelt wurde. Der neue Name hat den amtlichen Stellen damals genug Kopfzerbrechen bereitet. Wenn jetzt von einigen Wihbolden vorgeschlagen wird, diesen Namen wiederum zu ändern, und zwar zu Ehren von Hindenburgs Generalstabschef, dann kann nur Bosheit dabei im Spiele sein, denn gerade das -dorf hatte es doch den Stadtvätern angetan. — Aber den oberschlesischen Ort

Zabrze = Hindenburg, den läßt man sich gefallen. Die dortigen Stadtväter sind gut auf dem Posten gewesen, daß ihnen kein andrer Ort zuvorkam. Zweifellos war der Gedanke an eine Änderung des „Anausprechlichen“ vorzüglich und die Namenwahl sehr gut. Nicht so gut ist der Vorschlag eines Ingenieurs, der unsre Reichshauptstadt Berlin in Hohenzollern umtaufen will, weil der Name zu „slawisch“ sei. Natürlich ging die Stadtverordnetenversammlung unter schallender Heiterkeit zur Tagesordnung über.

Verdeutschungsbestrebungen machen sich in gleichem Maße geltend. Welcher Wirrwarr in manchen Köpfen dadurch angerichtet wird, zeigte schon die kleine Abhandlung in Nr. 11 (1914) der „T. M.“ an dieser Stelle mit der Spitzmarke „Schöfför, Schiffer usw.“. In diesem Falle wurde also versucht, das fremde Wort mit deutschen Lauten wiederzugeben. „In der Regel aber wird der Versuch gemacht, den fremden Ausdruck wörtlich zu übersetzen“, schreibt in der Sonntagsbeilage Nr. 51 (1914) zur „T. M.“ in einem Aufsatz Herr Karl Federn; „man geht also von vornherein von etwas dem deutschen Sprachgeist Fremdem, von Undeutschem aus, um etwas Deutsches zu schaffen! Auf solche Weise können kaum je lebendige Schöpfungen entstehen: es ist nur eine neue Abhängigkeit vom fremden Wort, und haltlose Nachahmungen werden in die deutsche Sprache eingeschmuggelt.“ Der Allgemeine Deutsche Sprachverein ist auf diesem Gebiete stets bahnbrechend vorangegangen. So kam er u. a. auch mit verschiedenen Verdeutschungshäften heraus, aus denen man so recht ersehen kann, wie vollgespißt mit Fremdwörtern aller Art unsre liebe deutsche Muttersprache ist. Wenn man manches von den Verdeutschungen nicht billigen kann, weil nicht ganz das Richtige treffend oder zu weit gehend, so muß man aber dennoch im Grunde (nicht: „im Prinzip“) das Gute im ganzen anerkennen. Wenn z. B. verdeutsch wird:

Korrespondent mit Geschäftsfreund, dann wird man das nur bedingt gelten lassen können. Für unsern „Korrespondenten“ müßte man wohl besser „Berufsfreund“ sagen; für einen Korrespondenten aber, der von einem großen Geschäftshaus gesucht wird, kann man diesen Ausdruck nicht gebrauchen. Korrespondenz wird mit Briefwechsel verdeutschelt; folgerichtig müßte Korrespondent = Briefwechsler heißen. So sagt man in der deutschen Sprache aber nicht. Wer für korrespondieren = briefwechseln sagt, macht sich lächerlich, obgleich man sich nur daran zu gewöhnen braucht. Bei dieser Gelegenheit sei eines oft vorkommenden Fehlers gedacht, der sich in Manuskripten von Anzeigenannahmestellen findet und der dann im Antiquariat leicht dazu verführt, eine falsche Trennung zu machen. Es ist das Schluß-s bei Korrespondent, das hier ebenso falsch ist wie in dem Worte Manuskript. Viele Kollegen werden sagen: Na, das weiß doch jeder! Aber bei der täglichen Berufsarbeit trifft man's leider doch immer wieder an, daß ein Kollege etwas zum Lesen bringt mit dem schriftlichen Vermerk auf der Spalte: Ohne Manuskript! — Es soll ja gern zugegeben werden, daß in solchen Fällen mehr Unachtsamkeit als Unwissenheit vorliegt; aber auch die Unachtsamkeit ist zu verdammen, oftmals noch mehr als die Unwissenheit, denn sie läßt sich durch fleißiges Lernen beseitigen. Aber

Diaköpfigkeit und Eigenbrötelei sind der Unachtsamkeit in sprachlichen und Rechtschreibdingen nahe verwandt. Zuerst ist es meistens Unachtsamkeit auf Sprachzucht und Sprachbeherrschung, die zu Fehlern aller Art führt. Namhafte Schriftsteller lassen sich nicht gern an ihre Sprachsünden erinnern und werden diaköpfig und zu Eigenbrötlern, indem sie „ihre“ Schreibweise für richtig erklären. Als Muster für Eigenbrötlern ist Maximilian Harden unerreicht. Ihm widmet Eduard Engel in dem vortrefflichen Buch „Deutsche Stilkunst“ nicht gar sanfte Worte besonders seines geschraubten Stiles wegen; seinen Kampf gegen jedes Binde-s schildern folgende ergötzliche Zeilen Eduard Engels: „Etwas leichtere Rebus sind: ... Der Tag, an dem der Blick ins Sonnenlicht sich jährte.“ — Auflösung: Der Geburtstag. Kraus hat nämlich eine köstliche Entdeckung gemacht: Harden darf bei Strafe der Selbstentleibung niemals Geburtstag sagen! Geburtstag wagt selbst er nicht zu schreiben, und Geburtstag wäre gegen seine heiligste sprachwissenschaftliche Überzeugung; daher jene so sehr abkürzenden Umschreibungen.“

Das **Totenkreuz** hinter der Überschrift erfordert einen Punkt, denn das Kreuz erseht ihn nicht. Es muß also richtig gesetzt werden: „Oberst Reutter †.“ Wenn man dies als fette Spitzmarke setzt, läßt man den Punkt ja auch nicht weg.